

Die Werte von Henry Dunant

Der Rotkreuzgründer ist durch seine Pläne und Taten unvergesslich geblieben. Dunants Werk wäre jedoch nicht denkbar: ohne seine Werte.

Henry Dunant besass von Kind auf einen ausserordentlichen Gerechtigkeitssinn, ein ausgeprägtes Bewusstsein für soziale Verantwortung und war sehr empfindsam. Seine lebenslange, unauslöschbare Kreativität, mit der er für soziale Missstände Lösungsvorschläge entwickelte, ist sprichwörtlich.

Henry Dunant verstand es, Menschen zu begeistern. Aber er war auch sehr ungestüm. Ein Jugendfreund in Genf schrieb: „Wie schade, dass er ohne Einsicht ist. Ohne diese Einsichtslosigkeit wäre er eine Perle. Er hat einen Ehrgeiz und eine erstaunliche Aktivität.“

Seinen Eigenschaften ist zu verdanken, dass das Rote Kreuz überhaupt entstand. Andererseits standen ihm die gleichen Wesenszüge im Weg, wenn es darum ging, diplomatisches Geschick zu beweisen. Wie dem auch sei, Dunants Werk ist nicht denkbar ohne seine typischen Werte: Mut, Kreativität, unerschütterlicher Glaube, Entschlossenheit, Hartnäckigkeit, Überzeugungskraft.

Drei von Dunants Grundeinstellungen – **Humanität, Solidarität** und **Zivilcourage** – seien hier herausgegriffen.

SOLIDARITÄT

„Solidarität ist das Zusammengehörigkeitsgefühl, das praktisch werden kann und soll.“
Alfred Vierkandt (1969)

Wie Zusammengehörigkeit möglich wird

Das Solidaritätsprinzip lässt sich mit dem Grundsatz „Einer für alle, alle für einen“ umschreiben. Solidarität bezeichnet ein Prinzip menschlichen Zusammenlebens: das Zusammengehörigkeitsgefühl von Individuen, Gruppen oder Staaten in Bündnissen. Und: Diese Zusammengehörigkeit äussert sich in gegenseitiger Unterstützung. So hat auch der Begriff Solidarität seine ganz praktische Seite – so wie die Humanität, die wir als Hilfeleistungen umsetzen.

Der Soziologe Alfred Vierkandt (1969) lieferte folgende **Definition** von Solidarität: „Sie ist die Gesinnung einer Gemeinschaft mit starker innerer Verbundenheit.“ Im Christentum wird die Solidarität zu jedem Menschen in Form von christlicher Nächstenliebe gefordert. Dies stellt einen Unterschied zu **abgrenzenden Solidaritätskonzepten** dar. In diesen wird die Solidarität nämlich beispielsweise auf Menschen mit gleichen Interessen oder mit einer bestimmten Zusammengehörigkeit beschränkt.

Die christlich begründete Solidarität soll sowohl im immateriellen wie auch im materiellen Bereich gelten. Sie ist ursprünglich in einer moralischen Art – als Selbstverpflichtung des Individuums beziehungsweise als Verpflichtung vor Gott – formuliert. Allerdings hat sie Formen etwa durch Gesetze angenommen, die eine unterlassene Hilfeleistung unter Strafe stellen. Solche Gesetze existieren in eingeschränkter Form auch im materiellen Bereich, etwa bei der Unterhaltspflicht

zwischen Ehegatten oder Eltern und Kindern.

Institutionalisiertes Solidaritätsprinzip als Gesellschaftsvertrag

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich in Europa im Zusammenhang mit der Industrialisierung das Solidaritätsprinzip erstmals in institutionalisierter Form: Arbeiter schlossen sich zu Gewerkschaften zusammen und kämpften gemeinsam für bessere Bedingungen. (Sie wendeten dabei das gleiche Prinzip an wie Dunant – nämlich das der Organisation.) Die Arbeiterschaft sicherte sich damit gegen die Entwicklungen ab, die sie als existenzbedrohend wahrnahmen. Solidarität wurde zur Grundlage, ja zum Kampfbegriff der Arbeiterbewegung.

Das institutionalisierte Solidaritätsprinzip kommt auch in bestimmten Rechtsformen etwa bei den Versicherungen – und zwar in den fünf klassischen Bereichen, die die Arbeitsfähigkeit einschränken: Krankheit, Unfall, Altersvorsorge, Arbeitslosigkeit und Behinderung. Während der Grundgedanke der Solidarität von einer freiwilligen Solidaritätsleistung ausgeht, ist die Mitgliedschaft in den Sozialversicherungen aber nicht freiwillig.

Der „Vertrag“ funktioniert folgendermassen: Jedes Mitglied einer Solidaritätsgemeinschaft bezahlt Beiträge in die gemeinsame, von einer Versicherungsgesellschaft verwaltete Kasse. Wer einen Schaden erleidet, erhält finanzielle Mittel.

Die freiwillige Solidarität der Hilfswerken

Hilfswerke und humanitäre Organisationen wie die Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung hingegen bauen auf Freiwilligkeit und Uneigennützigkeit ihrer Mitglieder und Angestellten. Deren Arbeit wird vom Willen getragen, den Mitmenschen zu helfen. Unabhängig davon, ob der freiwillige Einsatz unentgeltlich durchgeführt oder bescheiden entschädigt wird – es zählt vor allem, dass er nicht mit Gewinnorientierung erfolgt, sondern aus Engagement und mit einem selbst gewählten oder angenommenen humanitären Ziel.

Ein riesiges Netzwerk ehrenamtlich Tätiger (97 Millionen Mitglieder und Freiwillige) bildet denn auch die Grundlage der nationalen Gesellschaften der Rotkreuz-/Rothalbmondbewegung.

Interessant: Die meisten Länder der Erde besitzen eigene Anschauungen von Freiwilligkeit, die in der Geschichte und Tradition verwurzelt sind. Die Anschauungen entwickeln sich auch entsprechend den gesellschaftlichen Veränderungen. In der Schweiz zum Beispiel hat der Anteil der Freiwilligenarbeit in den letzten Jahrzehnten eher abgenommen (auch wenn er sich immer noch auf hohem Niveau bewegt), wird aber in Zukunft aufgrund der demografischen Entwicklung (eher wenige Geburten, relativ hohe Lebenserwartung) eher noch stärker gefragt sein. Das Schweizerische Rote Kreuz fördert daher die Freiwilligenarbeit mit einem speziellen Departement bewusst.

Notsituationen machen solidarisch

Nicht selten sind es Ausnahmesituationen, die uns solidarisches Handeln in Erinnerung rufen: Umweltkatastrophen wie Hochwasser oder Stürme, die den geregelten Ablauf ausser Kraft setzen, mobilisieren oft grossartige Hilfsaktionen und Leistungen. Der Dorfbrand in Heiden AR vom

September 1838, der mit Ausnahme von zwei alle Häuser zerstörte, ist da nur ein (aber in einem Dunant-Heft naheliegendes) Beispiel aus der Geschichte. Innerhalb von zwei Jahren entstand das Dorf neu und schöner, in regelmässiger klassizistisch-biedermeierlicher Anlage, ermöglicht durch eine überregionale solidarische Hilfsaktion. Nur zehn Jahre nach dem Brand entwickelte sich Heiden zum erfolgreichen Molkenkurort. Ein aktuelles Beispiel stellt die bislang grösste, weltweite Spendenaktion nach dem Seebeben vom 26. Dezember 2004 („Tsunami“) dar, das weite Teile Südasiens sowie Ostafrikas verwüstete.

Zum Ausdruck kam die Solidarität freilich schon im Motto der Französischen Revolution. So ist „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ zwar bis heute ein wichtiger Bestandteil unserer Schulbücher geblieben. Das gemeinsame Überwinden einer nicht akzeptablen Situation hingegen ist uns mehrheitlich fremd geworden. Die Grundbedürfnisse zu erobern, ist kaum mehr ein Thema. Heute geht uns viel mehr um die Verteidigung von Privilegien. Dass mit dem Lebensstandard in Mitteleuropa der Solidaritätsgedanke an Gewicht verlor, liegt auf der Hand. Wer jedoch ein wenig „über den Tellerrand“ hinaus schaut, erkennt leicht, dass unser Lebensstandard nicht „normal“ ist. Die meisten Menschen auf der Welt (und zu allen Zeiten) begnügten sich mit weit weniger Komfort. Sie verbrauch(t)en weniger Energie und produzier(t)en weniger Abfall und Überschuss.

Solidarität zu leben, ist nicht schwer

- Es besteht also viel Raum für die Solidarität – etwa im Bereich der **Migration**. Die Aufnahme von Einwanderern aus ärmeren Weltregionen mit schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen ist durchaus ein Anwendungsfeld der Solidarität. Weil unsere gutgehende Wirtschaft Arbeitskräfte braucht, macht dies auch Sinn. Die Aufnahme von Menschen anderer Hautfarbe oder Religion fordert allerdings Akzeptanz und Toleranz.
- Weiterhin gefordert ist Solidarität aber auch in der eigenen Gesellschaft. Erst gut 60 Jahre alt sind unsere **Sozialversicherungen**, die auf dem Solidaritätsprinzip beruhen. Dieses besagt, dass sich der Leistungsanspruch in der Kranken-, Unfall-, Renten-, Pflege- und Arbeitslosenversicherung in der Regel nach der Bedürftigkeit und nicht nach dem individuellen Risiko des Versicherten richtet: Alle Versicherten bilden eine Solidargemeinschaft und verteilen das Risiko.
- Der **Generationenvertrag** bezeichnet einen fiktiven gesellschaftlichen Konsens. Die Erwerbstätigen kommen mit ihren Beiträgen jeweils für die Renten derjenigen Generation auf, die aus dem Erwerbsleben ausgeschieden ist und damit den Ruhestand geniessen kann. Damit erwerben sie sich den Anspruch auf ähnliche Leistungen der nachfolgenden Generationen an sich selbst.
- Seit gut hundert Jahren setzen sich **Gewerkschaften** in moderner Form für angemessene Löhne, gute Arbeitsbedingungen und Mitbestimmung ein (auch eine Errungenschaft, die nicht die ganze Welt kennt, weshalb der Lohn von Abermillionen von Arbeiterinnen und Arbeitern für kaum viel mehr als den Transport zum Arbeitsplatz reicht). Auch dass Gutverdienende und Vermögende mehr Steuern bezahlen als Schlechtverdienende und Personen ohne Vermögen („Steuerprogression“) ist praktisch gelebte Solidarität.

Fair-Trade mit unseren Produzenten

Aktive Solidarität kann zum Beispiel durch den Kauf von Gemüse und Früchten im fairen Handel (Max Havelaar, Claro, Gebana, teils Speziallinien der Grossverteiler) umgesetzt werden. Fair-Trade-Produkte werden nachhaltig und gerecht produziert und gehandelt. Dies bedeutet: keine Kinderarbeit, hohe Qualität, ökologische Erzeugung, fairer Preis und soziale Standards für Produzentinnen und Produzenten.

Fairer Handel ist folglich eine rasch und sehr konkret greifende Strategie zur Armutsbekämpfung. Bauern und Bäuerinnen in Afrika, Lateinamerika und Asien erhalten festgelegte Mindestpreise und die Möglichkeit, ihre Dörfer und Familien aus eigener Kraft zu stärken und ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen nachhaltig zu verbessern – ein kleiner Schritt für uns vielleicht, aber ein grosser für unsere Produzenten.

Platz für Solidarität in Sport und Kultur

Solidarität wird auch im Sport gross geschrieben: Eine Mannschaft funktioniert dann am Besten, wenn ein einzelnes Mitglied seine Stärken einbringen kann und gleichzeitig die der anderen Mitglieder berücksichtigt werden. Solidarität bekunden auch die Fans, die „ihr“ Team in guten wie in schlechten Zeiten unterstützen. Schliesslich bieten auch die Paralympics – die Austragungen der olympischen Spiele für Sportlerinnen und Sportler mit Behinderung – eine Chance für gelebte Solidarität.

Auch in der Kultur hat's Platz für Solidarität. „Live Aid“ hiess das Benefizkonzert vom 13. Juli 1985, das massgeblich vom Musiker Bob Geldof aus Anlass der damals akuten Hungersnot in Äthiopien organisiert wurde. Es war das bis dahin grösste Rockkonzert. Im Londoner Wembley- und im John-F.-Kennedy-Stadion in Philadelphia traten abwechselnd für mehr als 16 Stunden die Topstars der damaligen Musikszene auf. An Fernsehen und Radio verfolgten den Anlass fast 1,5 Milliarden Menschen. Durch Spendenaufrufe kamen schliesslich gut 100 Millionen Euro zusammen.

1989 folgte „Band-Aid-II“, 2004 „Band Aid 20“. Am 2. Juli 2005 veranstaltete Geldof anlässlich der Konferenz der G8 (Gruppe der acht stärksten Wirtschaftsmächte) in Edinburgh eine Fortsetzung namens Live 8 (gleichzeitig an acht Orten in den Mitgliedstaaten plus Edinburgh und Südafrika). Diesmal wurden Unterschriften gesammelt. Sie sollten die Politiker zur Erhöhung der Entwicklungshilfe und einem Schuldenerlass für Afrika veranlassen.

Wie Solidarität und eine eigene Meinung zusammenhängen

Grenzenlose Solidarität, eine gerechtere Welt, die bessere Verteilung der Reichtümer sind wichtige Ziele. Solidarität ist aber auch in der Familie, der Schule oder in der Gemeinde wichtig. Der Umgang mit „Randgruppen“, mit Schülerinnen und Schülern mit reduzierten finanziellen, intellektuellen oder sprachlichen Möglichkeiten prägt die Stimmung.

Aggressives Ausgrenzen oder integratives Akzeptieren – beide sind immer von Entscheidungen einzelner Personen abhängig. Solidarität kann aber auch einen „Gruppendruck“ erzeugen, der unabhängige Entscheidungen erschwert oder verunmöglicht. Solidarität setzt also voraus, dass jeder Einzelne eine Meinung hat und diese auch vertreten kann. Auch hier wiederum reicht die

mündliche, theoretische Unterstützung nicht, sondern es kommt auf die Haltung danach mit den möglichen Konsequenzen an.

Vorurteil oder Urteil?

Wer Vorurteile hegt, kann zu den betreffenden anderen Menschen oder Gruppen kaum ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln. Doch wo endet eigentlich das Urteilen – und wo fängt das Vorurteil an?

„Das Vorurteil ist eine kritiklose, ohne persönliche Urteilsbildung oder Erfahrung übernommene Meinung, die einer sachlichen Argumentation nicht standhalten kann“, sagt „Meyers Grosses Taschenlexikon“. Zum Beispiel: „Ausländische Jugendliche sind gewalttätiger als wir“, sagt Paul, 15, aus St.Peterzell. „Wir werden oft ausgegrenzt und herabgesetzt“, sagt Ali, 16, aus St.Margrethen.

Vorurteile unterscheiden immer zwischen „uns“ (der „Wir-Gruppe“) und den „anderen“ (der „Fremdgruppe“). Indem „wir“ die anderen durch Vorurteile abwerten, werten wir uns selbst auf. Dieses gemeinsame Abwerten von anderen stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl der Wir-Gruppe.

Vorurteile besitzen aber auch eine Filterwirkung. Wer Vorurteile entwickelt hat, hat ein fertiges Bild vom anderen und nimmt dann nur wahr, was ins Bild passt. Stark voreingenommene Personen lauern also förmlich auf etwas – und fühlen sich bestätigt, wenn es eintrifft.

Aber Achtung – keine Vorurteile für Vorurteile! Alle blicken durch eine Brille aus vorgefertigten Urteilen, um sich das Leben leichter zu machen. (Der wissenschaftliche Begriff für solche verkürzten, aber praktischen Faustregeln lautet „Heuristiken“; auch „Scripts“ oder „Schemas“.) Unser Alltag ist kompliziert und komplex. Um uns im alltäglichen Leben zu orientieren, müssen wir Menschen, Dinge und Sachverhalte bis zu einem bestimmten Grad in Schubladen ablegen.

Trotzdem, mit Vorurteilen kann man sich prima aus der Verantwortung stehlen. Man gebe ganz einfach anderen die Schuld fürs eigene Versagen, die schlechte Situation – und schon ist das Problem gelöst? Wirklich? (Auch dafür hat die Wissenschaft übrigens einen Namen – „Attributionstheorie“: Es gibt Menschen, die schieben die Ursachen fürs eigene Versagen lieber auf andere. Andere wiederum beziehen Misserfolge fast zu sehr auf sich selbst...)

Wenn Menschen sich gut kennen, haben Vorurteile keine Chance. Beim Wissensquiz „Wenig wissen – schlecht denken“ kannst Du testen, wie gut Du über deine Mitmenschen Bescheid weisst:
www.basta-net.de → Wissensquiz.

Beispiele von Solidarität und Solidaritätsbewegungen

Während eines Streiks, der von der gesamten polnischen Bevölkerung getragen und als antikommunistische Bewegung verstanden wurde, schlossen sich 1980 die polnischen Arbeiter der Schiffswerft Danzig zur Gewerkschaft **Solidarność** („Solidarität“) zusammen. Auch wenn die Solidarność gegen Ende des 20. Jahrhunderts an politischem Einfluss verloren hat, steht der Begriff in den ehemals kommunistischen Ländern Mittel- und Osteuropas nach wie vor für den Beginn des Endes der kommunistischen Zwangsherrschaft.

Naturkatastrophen wie Überschwemmungen (hier Luzern, 2005) schaffen **Ausnahmesituationen**, die oft alle in einem bestimmten Einzugsgebiet betrifft – und zusammenschweisst. Denn Einzelne bleiben wirkungs- und hilflos. Zusammen kann die Situation bewältigt werden.

Solidarität ist auch im Kleinen möglich

Solidarität über die Grenzen hinweg ist auch im Kleinen möglich. Eine Möglichkeit dazu ist der Kauf von **Fair-Trade-Produkten**. (www.swissfairtrade.ch)

Freiwilligenarbeit in einer humanitären Organisation ist ein Weg, Solidarität zu leben. In der Schweiz hat die sogenannte Sozialzeit immer noch einen guten Boden: Jede vierte Person übt mindestens eine unbezahlte ehrenamtliche oder freiwillige Tätigkeit aus. Die Unterstützung durch Gleichgesinnte kann die Motivation vergrössern. (www.greenpeace.ch; www.forum-freiwilligenarbeit.ch, www.kovive.ch, www.benevol.ch)

Swiss made: Der World Wide Fund For Nature ist eine der grössten internationalen Naturschutzorganisationen der Welt und wurde 1961 als World Wildlife Fund in der Schweiz gegründet. Nach und nach entstand ein Netzwerk auf der ganzen Welt, in dem heute rund 4000 Mitarbeiter in etwa 100 Ländern für mehr als 2000 Natur- und Umweltschutzprojekte arbeiten. Der WWF zählt über fünf Millionen Förderer. 2006 konnten über 374 Millionen Euro für den Natur- und Artenschutz eingesetzt werden. (www.wwf.ch, www.panda.org)

Solidarisch: das Sufo in St.Gallen

Politisch und kulturell interessierte junge Menschen können Ihre Vorstellungen in einer Gruppe gemeinsam realisieren. Aktiv und solidarisch eine Initiative ergreifen und realisieren. Dies ist am Sufo, dem **Sozial- und Umweltforum Ostschweiz**, der Fall.

Die Idee zu einem Forum entstand, als sich im September 2004 rund 70 Ostschweizer Organisationen trafen und konkrete Vorschläge für einen Beitrag zur Veränderung der sozialen und ökologischen Weltlage suchten. Eine kleine Gruppe junger Erwachsener nahm die Vorbereitung der Grossveranstaltung in Angriff, die im Hintergrund weiterhin von 81 Organisationen unterstützt wurde.

Am ersten Sufo verfolgten in St.Gallen mehr als 500 engagierte Menschen das Eröffnungspodium, besuchten einen der 32 Workshops, informierten sich an einem Infostand, genossen leckeres Essen und Kulturdarbietungen aus aller Welt, zogen inmitten einer farbigen Kundgebung durch die Stadt und vergnügten sich am abschliessenden Fest. Das Sufo findet seitdem jährlich statt. (www.sufo.ch)

Was das SUFO will

- junge und junggebliebene Menschen über soziale, ökologische, politische und wirtschaftliche Zusammenhänge allgemeinverständlich informieren und so ihr Verständnis dafür sensibilisieren
- eine Plattform für politisch interessierte Menschen bieten
- Menschen, die von politischen Prozessen ausgeschlossen sind, miteinbeziehen und ihre politischen Aktivitäten fördern

- Themen aufgreifen, die die Ostschweiz betreffen und mit anderen Orten in der Welt in Beziehung stehen (global denken – lokal handeln) das Engagement von jungen Leuten fördern einen Ort gegen die Resignation bieten Menschen eine Plattform bieten, die mit der Schweiz, wie sie heute ist, unzufrieden sind, und sich aktiv für die Erarbeitung einer lebenswerten Perspektive einsetzen sozial und ökologisch engagierte Gruppen, Parteien, Gewerkschaften, NGOs (Nichtregierungsorganisationen), Kirchen und ihre Projekte vorstellen und ihre Vernetzung fördern
- die Erkenntnisse, die am SUFO gewonnen werden, der Öffentlichkeit vorstellen und multiplizieren
- Austausch und Begegnung von SchweizerInnen und MigrantInnen ermöglichen und kulturelle Aktivitäten der Teilnehmenden fördern
- in kreativer, lebensbejahender und phantasievoller Art Alternativen zu bestehenden Strukturen suchen und ein farbiges Fest feiern.

Wissenswertes zum Solidaritätsbegriff

Der Begriff Solidarität wird in vielfältiger Weise verwendet:

- Solidarität der **Gesinnung** (Einheitsbewusstsein)
- Solidarität des **Handelns** (gegenseitige Hilfsbereitschaft)
- **Interessensolidarität** (die durch Interessengleichheit in einer bestimmten Situation wirksam ist und nach dem Erreichen des gemeinsamen Zieles endet)

Die Soziologie unterscheidet noch zwischen **mechanischer Solidarität**, die auf vorgegebenen gemeinsamen Merkmalen einer Gruppe beruht („Wir Arbeiter“, „Wir Frauen“, „Wir Deutschen“) und **organischer Solidarität**. Ihre Basis ist das Aufeinander-Angewiesensein (Spezialisten in arbeitsteiligen Gesellschaften, Partner in einer Familie). Die beiden Begriffe gehen auf Emile Durkheim (1858–1917, französischer Soziologe und Ethnologe) zurück.

Das Interview

„Wenn man solidarisch ist, wird man eingeladen“

Was bedeutet Solidarität? Die Sechstklässler Romy Gerber, Timo Koch und Colin Rotach von der Primarschule Wies in Heiden (Wohnort von Dunant!) antworten.

Timo: Der Begriff heisst einander helfen und menschlich sein.

Romy: Kameradschaft.

Colin: Zu den Ausgeschlossenen halten.

Timo: Klassencliquen schliessen oft jemanden aus. Wer das fies findet und zum Ausgeschlossenen geht, damit er auch einen Kollegen hat, ist solidarisch.

Wo könnt ihr Solidarität konkret umsetzen?

Timo: Man kann mit jemandem, der keinen Fernseher hat, über den Film vom Vortag sprechen, damit er weiss, worum es geht.

Colin: Generell bei Aussenseitern.

Timo: Bei Kleineren, die von Grösseren fertiggemacht werden.

Welche Möglichkeiten gäbe es sonst noch?

Romy: Wenn in der Schule durch eine ungerade Zahl jemand allein ist, kann man fragen, willst du mit mir in die Pause kommen, und dem Kollegen sagen, ich gehe jetzt einmal mit dieser Person.

Timo: Im Sport können es immer einige nicht so gut.

Romy: Sie sollte man auch gleich behandeln.

Timo: Ein dicker Mitschüler kann heute bei den Fünfminutenrennen joggen. Früher musste er gehen.

Romy: Er ist jetzt ein guter Handballgoalie.

Colin: Wenn jemand nicht gut klettern kann oder wegen jedem ... weint, sagen wir, komm mit, machen selber ein wenig langsamer und schauen auf ihn.

Wo wäre Solidarität dringend nötig?

Timo: In Afrika, wo alle Hunger und Durst haben. Gut, es gibt genug Quellen, aber sie sind verdreckt. Auch genug Geld hätten sie. Aber die Europäer nehmen es ihnen weg.

Romy: Man sollte in den ärmeren Ländern dafür sorgen, dass die Reicheren ein bisschen weniger haben.

Colin: Man sollte mehr teilen, damit alle ungefähr auf dem gleichen Niveau sind.

Timo: Nicht dass den Reichen noch mehr Geld hinterher geworfen und den Kleinen immer mehr weg genommen wird.

Colin: Die Reichen haben auch Probleme miteinander. Sie bluffen sich, wer den grösseren Fernseher hat.

Romy: Die einen streiten um Geld.

Colin: Die anderen um Wasser.

Timo: Die Reichen leben eh schon gut. Wenn sie die Hälfte abgeben, hätten sie selbst etwas davon. Sie würden weltberühmt und eingeladen.

Kennt ihr jemanden, den ihr speziell solidarisch findet?

Timo: Bill Gates gibt immer viel Geld für Afrika. Er hat ja immer noch genug.

Romy: In Heiden baute ein Ehepaar eine Villa. Sie sind aber auch solidarisch.

Colin: Uns kauften sie einmal viele Rosen fürs Blaue Kreuz ab. Dann wurden wir noch eingeladen und bekamen Glacé.

Timo: In unserer Strasse verkauft einer Geschäftsautos, die erst dreijährig sind und um 70000 Franken kosteten, für 10000. Er unterstützt nicht unbedingt Pro Juventute, dafür tut er sonst Gutes.

Was verhindert eigentlich die Solidarität?

Colin: Manchmal fehlt der Mut, wie etwa in der Geschichte eines Siebtklässlers, der sich wie ein Erstklässler verhielt. Eine Kollegin musste immer für ihn schauen.

Romy: Dem Mädchen war es peinlich, mit dem Aussenseiter durch ein Einkaufszentrum zu laufen.

Timo: Wenn jemand nichts mehr hat, weil er sein Geld für schöne Kleider und ein schönes Auto rauswirft, würde ich ihm nicht unbedingt etwas geben.

Erinnert ihr euch an Vorfälle, wo die Solidarität fehlte?

Timo: Es gibt Leute, die sagen, du bist nett, einen aber, wenn es drauf ankommt, nicht kennen oder sagen, der ist wahrscheinlich nicht nett, er sieht auf jeden Fall so aus.

Colin: Wenn mein bester Kollege in der Schule nicht aufpasst oder schwatzt, denke ich, jetzt musst du mal zuhören. Ich warne ihn auch und sage, dass wir das in der Pause besprechen können.

Romy: Eine meiner Kolleginnen hat es gern lustig, was eigentlich gut ist. Aber manchmal will ich aufpassen. Dann gehe ich auf Distanz.

Im Interview:

Romy Gerber (12) geboren in Heiden. Sie liest gern und hält sich sehr gern draussen auf.

Timo Koch (12) aus Heiden hat österreichische und deutsche Wurzeln. Er ist ein begabter Handballer, sitzt gern am PC oder vor dem Fernseher und macht gern ab.

Colin Rotach (12), mit schweizerischen und österreichischen Wurzeln. Er liest zwischendurch gern interessante Bücher, macht gern ab, ist gern in der Natur – und Yachtenfan.

Das Interview wurde am 5. März 2009 im Schulhaus Wies in Heiden geführt.